

Zen um Mitternacht

Zen-Geist ist ein mitternächtliches Bewusstsein, das dunkle Schweigen der Nacht, nicht das Gerede des Tages. Mitternacht ist die Stunde kreativer Inkubation, wo sich alle Kräfte der Natur sammeln, um einen neuen Aufbruch zu wagen. Um Mitternacht beginnt der frische Tag. Da wird es hell und klar. Zen strebt nach der Klarheit des Tages, die jedes Detail des Alltäglichen umfasst. Aber diese Klarheit kommt aus dem Schweigen und der Ruhe der Nacht. Wenn alles stillsitzt, beginnt das Neue.

Es war nach Mitternacht. Über dem Haneda-Flughafen von Tokio lag eine erschöpfte Stille. An den Wänden hingen einige Poster von martialisch dreinblickenden Polizisten, die Zazen übten; immerhin. Ich wollte nach Kamakura. Es war mein erster Besuch in Japan, und die Nächte in diesem Frühsommer 1977 waren merklich kühl, jedenfalls, wenn man aus Indien kam. Hugo M. Enomiya-Lassalle hatte mich bei einem Zen-Kurs in der Nähe von Rostock eingeladen, einmal nach Japan zu kommen. Das war Anfang der 70er-Jahre gewesen. Wir hatten nur gelacht, denn ich lebte in der DDR, und alle Hoffnungen auf einen wirklichen Besuch in Japan waren jenseits des menschlich Vorstellbaren gewesen. Nun stand ich da. Mit allerlei kühnen Reiseumbuchungen war es mir gelungen, ein Stipendium, das ich vom Weltkirchenrat für ein Jahr zum Studium des Yoga und der indischen Religionen erhalten hatte, so zu verlängern, dass ich nach Japan reisen konnte, um mich einige Monate dem Studium und der Praxis des Zen »an der Quelle« zu widmen. So hoffte ich jedenfalls.

Zum Zazen morgens um fünf Uhr war die kleine Hausgemeinschaft schon versammelt – neben Abt Odo Haas, dem Missionsbenediktiner aus

St.Ottilien und Vorstand des Hauses Mokuso-no-ie («Haus des Schweigens»), ein französischer christlicher Ordensmann, der mit erheiterndem Akzent von Indien schwärmte, dann ein Theaterregisseur aus Wien, außerdem eine junge deutsche Kunsttherapeutin mit anthroposophischem Hintergrund und ein Benediktiner aus der Abtei Münsterschwarzach. Sie nannten ihn Willigis: ein Vorname, den ich – Protestant aus Ostdeutschland – noch nie gehört hatte. Willigis Jäger nahm mich beiseite, nüchtern und sachlich erklärte er mir die Hausordnung und wollte mich schon am nächsten Tag zum Zazen-Kai bei Yamada Roshi einführen. Holde, die Kunsttherapeutin, meinte, ich solle lieber erst ein Sesshin bei Lassalle in dessen Zentrum Shinmeikutsu («Höhle des göttlichen Dunkel») absolvieren, damit ich mehr »Strahlkraft« hätte, um eher eine Chance zu bekommen, bei Yamada angenommen zu werden. Willigis bestand darauf, mich sofort bei Yamada Roshi vorzustellen. So geschah es, und ich ging nun mehrmals in der Woche dorthin, um zu sitzen.

Wer angekommen ist, sitzt gut. Ich war in Südostasien gereist und hatte Theravada-Klöster besucht. Ein Jahr in Indien hatte mich geprägt. Fest verwurzelt auf dem Kissen saß ich jetzt. So jedenfalls meinte ich. Bis ich zum ersten Sesshin nach Shinmeikutsu kam und entsetzlich litt, unter den Schmerzen in den Beinen ebenso wie unter der strikten Disziplin. Lassalle begrüßte mich lachend und freute sich, den Kandidaten aus Ostdeutschland willkommen heißen zu können: Ein Wunder sei das ja wirklich – an 1989 konnte damals noch niemand denken. Lassalle war mehrmals nach Parchim, nach Dresden und in andere Häuser der Jesuiten gekommen, um auch in der DDR Sesshins zu geben. Ich war von ihm tief beeindruckt gewesen, und in seiner Abwesenheit übten wir in Rostock regelmäßig in einem festen Zazen-Kreis, bis der Meister im nächsten Jahr wiederkommen würde. Zazen und Yoga hatten wir schon damals miteinander verknüpft. Ich glaubte also, gut vorbereitet zu sein. Welch ein Irrtum! »Sie müssen alles neu lernen«, sagte Lassalle. Denn in Indien hatte ich mich in Mantra-Meditation und bei den Tibetern im Visualisieren geübt. Das brachte mich gut zur Konzentrati-

on und in einige wohltuende Versenkungszustände. »Zen ist völlig gegenstandslose Meditation«, mahnte Lassalle, »üben Sie Shikantaza, ohne jedes Koan. Und üben Sie auch außerhalb der formalen Übungszeiten, am besten abends, wenigstens bis Mitternacht.« In meiner Hilflosigkeit ging ich zu Willigis Jäger. Wir waren inzwischen recht vertraut geworden, obwohl Willigis eine vornehme Zurückhaltung ausstrahlte, die mir Respekt und etwas Abstand einflößte. »Du solltest nicht nur sitzen, sondern die Flöte blasen«, riet er eines Tages. Die Flöte? »Ja, die japanische Shakuhachi wird im Zen geblasen. Früher gab es eine Zen-Schule, die das Flöten als Unterstützung zum Zazen praktiziert hat, und es ist eine vorzügliche Übung.« Willigis führte mich bei seinem Lehrer ein, dem Schweizer Andreas Gutzwiller, der als einer der ganz wenigen Ausländer als japanischer Shakuhachi-Meister anerkannt worden war. Wir kamen in ein geschmackvoll eingerichtetes japanisches Haus. Ich durfte mich neben Willigis auf der Tatami niederlassen und zuhören, dann selbst probieren. Das Anblasen der Shakuhachi erfordert entspannte Spannung, Konzentration und ein bestimmtes Nicht-Wollen, das nicht nur im Zen, sondern in allen vom chinesischen Taoismus beeinflussten Künsten die Grundlage aller Praxis ist. Man bläst die Shakuhachi seitlich an, wie eine Bierflasche. Erst kam, mit größtem Aufwand und unter gepresstem Atem, nur heiße feuchte Luft. Dann, nach langem Probieren und Schwenken des Lippenansatzes, endlich ein Ton. Der Meister unterbrach. »Nein, Sie müssen wie ein Anfänger blasen. Bei einem Anfänger bildet sich noch kein Ton.« Geduld, Nachahmen des Meisters, keine Verspannung des Willens. Das lernte ich. Ich vertiefte mich in die Übung, manchmal mit Willigis gemeinsam, lernte die »Notenschrift« aus chinesischen Schriftzeichen und brachte es bis zu einem ersten Kinderlied und ganz leichten Stücken aus der klassischen chinesischen Tradition. Später habe ich in dieser Schule noch eine Teeschale getöpfert. Die Töpferei formt den Zen-Geist der Shakuhachi in einer anderen Art von Ton. Das Einfache gestalten, ohne etwas zu wollen, in selbstvergessener Konzentration aus dem Augenblick schaffen – das ist der Geist des Zen.

So übte ich einige Wochen lang in der kleinen Gemeinschaft von Kamakura, bis mich Lassalle wegschickte: »Sie sollten in ein Rinzai-Kloster gehen, Sie brauchen die Disziplin, um schneller voranzukommen. Das wird Ihnen gut tun. Im Übrigen spricht der Roshi dort Deutsch.« So vermittelte mich Lassalle nach Kyoto, und ich lebte für einige Zeit im Tenryuji. Aber immer wieder kehrte ich auch nach Kamakura zurück. Willigis munterte mich auf, und das war nötig. Zen ist kein Spaziergang, und gelegentlich sind die psychischen und physischen Kräfte völlig erschöpft. Wer dann aufgibt, hat keinen Willigis gehabt!

Am Abend des Abschieds saßen wir im Zazen bis gegen Mitternacht. Ich musste am nächsten Morgen das Schiff nach Sibirien nehmen, und Willigis lud die Hausgemeinschaft des Mokuso-no-ie in den Hafen von Yokohama ein. »So ein Schiffsabschied ist ein Erlebnis«, erklärte er. Und Abschied ist ein großes Thema des Zen. Wenn die Schiffssirene ertönt, die von der Reling her ans Ufer gespannten Bänder zerreißen, indem das Schiff langsam ablegt, kann man die Vergänglichkeit erleben, aber eben auch die Kehrseite: die unendliche Kostbarkeit eines jeden Augenblicks. Vorher aber gab es ein Problem: Ich hatte keinen geeigneten Koffer, lauter kleine Päckchen, und vor allem unförmige Bücherpakete hingen von meinen Schultern herunter. »So kannst du nicht reisen«, befand Willigis, verschwand in einem Kaufhaus, um nach wenigen Minuten mit einer eleganten lack-ledernen schwarzen Reisetasche zurückzukommen, die sogar auf Rollen fuhr. Das hatte ich noch nicht gesehen – auf Rollen! Ich kam aus der DDR und Indien. Eine kleine Geste, selbstverständlich und ohne jedes Aufsehen. Das ist Willigis. Ich sehe diese Szene jedes Mal, wenn wir uns begegnen. Er hat sie vermutlich schon längst vergessen.

Das Zen in Deutschland einzuwurzeln, verlangt Zen-Erfahrung, Menschenkenntnis und einiges Fingerspitzengefühl. Nützlich, ja wohl notwendig, ist auch eine tiefe Vertrautheit mit den in Europa gewachsenen spirituellen Traditionen, denn deren Bilder, Hoffnungen und Enttäuschungen sind der Stoff, durch den die Seelen der Menschen in Europa geprägt sind, bewusst

oder unbewusst. Wer das nicht berücksichtigt, fährt und führt leicht in die Irre. Dann verwechselt man Zen mit einem exotischen Spiel, das einigen Nervenkitzel zu bieten hat und das Ego aufbläht – man tut ja etwas ganz Besonderes! –, aber es blockiert die geistige Reifung. Willigis ist ein mit all diesen Ebenen bestens Vertrauter.

Zen ist Sitzen in der richtigen Körperhaltung und im richtigen Atmen. Das ist alles. Weitere Übungen, Zeremonien, Rezitationen, Vorstellungen usw. mögen hilfreich sein oder nicht – sie sind allenfalls Hilfsmittel. Wer daran anhaftet, ist weit entfernt vom Zen. Es geht um das Loslassen von allen Konzepten, auch von Konzepten des Zen. Willigis macht das, mit einer fast schnodderigen Gelassenheit, leibhaftig deutlich. Wenn er von einer trans-kulturellen, trans-religiösen, trans-konfessionellen Spiritualität spricht, sind keine philosophischen Meta-Theorien gemeint, sondern das schlichte Nicht-Anhaften an allem, buchstäblich. Willigis ist Benediktiner aus Fleisch und Blut. Man merkt es ihm bis in die Körperhaltung an. Aber das ist ein Gestus, der im Zen durchsichtig wird, durchscheinend für etwas, das dahinter liegt und nicht mit Worten zu beschreiben ist.

Willigis Jäger ist, soweit ich dies beurteilen kann, ein tief religiöser Mensch, der genau deshalb den Institutionen der Religionen – seien sie christlich oder buddhistisch benannt – mit einiger Distanz gegenübersteht, einer liebevollen Distanz im Übrigen. Da ist er in guter Gesellschaft, denn vielen »Mystikern« in wohl allen Religionen ist es ähnlich ergangen. Es waren nicht nur die Zen-Meister Chinas und Japans, die dies in Sprache gebracht haben. Eckhart, Seuse, Teresa von Avila, Angelus Silesius – die Kette der Erfahrenen ist lang. Rainer Maria Rilke spricht aus einer tiefen mystischen Erfahrung, einem Mitternachtsgeist, wenn er von Gott dichtet:

Alle, welche dich suchen, versuchen dich.
Und die, so dich finden, binden dich
An Bild und Gebärde.

»Religionen sind vergleichbar mit Glasfenstern«, sagt Willigis gern. Der Raum bleibt dunkel, wenn nicht die Sonnenstrahlen von außen durch die Fenster scheinen und das eine Licht, gebrochen in den Farben des Glases, nun den heiligen Raum erfüllt. Dieses Licht, die eine Sonne, können wir normalerweise nicht ungefiltert erblicken. Wir würden erblinden. Aber wenn die Sonne des göttlichen Geistes bzw. das »Urlicht«, wie Willigis sagt, nicht strahlt, bleibt es schwarz wie die Nacht, die sich dem Tag nicht öffnen kann oder will. Manchmal hat man allerdings den Eindruck, dass die Religionen zusätzlich auch noch die Fenster verhängen, um ihr eigenes Kunstlicht im Raum scheinen zu lassen. Dann bleibt es nicht nur dunkel, sondern alles wird verfälscht.

Nun hat es Konflikte mit der Kirche gegeben, aber das ist weniger ein Konflikt, den Willigis Jäger mit der Kirche hat, als ein Konflikt, den die Kirche mit sich selbst hat. Doch gibt es denn überhaupt »die« Kirche? Die katholische Kirche ist zwar zentral organisiert, und sichtbar ist das nicht nur im Lehramt, das mit der Vollmacht zu Maßregelungen wie Redeverbot usw. ausgestattet ist. Aber die Hierarchie ist nicht die Kirche. Außerdem gibt es ganz vielfältige und widersprüchliche Stimmen. Das ist normal, auch der Konflikt zwischen Tradition und Aufbrechen der Tradition ist notwendig. Er ist Garant der Kreativität, weil auch das Beharrende seine Rolle im Spiel der Kräfte hat. Die geistige Reise kommt allerdings nie zum Stillstand. Das ist ein Gesetz, dem alle Traditionen, alle Sprachen, alle Künste, alle Religionen unterworfen sind. Auch das Zen. Japanische Zen-Formen einfach zu kopieren, ein »buddhistisches Zen« gegen ein »christliches Zen« ausspielen zu wollen, all dies sind Folgen des menschlichen Strebens nach Geltung, Einfluss und Ruhm durch Abgrenzung und Besserwissen. Zen ist Zen. Es durchschneidet all solche, recht schnell durchschaubaren Spiele. Nur aus der tiefen Erfahrung eines frei gewordenen Bewusstseins, aus der Transformation aller psycho-physischen Kräfte in eine geeinte Bewusstheit, wie sie im Zen erfahren wird, können wir gelassen, kreativ und genau im Detail zugleich handeln, sodass Menschen auf dem Weg der Reifung das finden, was ihrer je eigenen Persönlichkeit ange-

messen ist. In diesem Sinn gibt es so viele Wege des Zen, wie es Menschen gibt, und es ist doch immer ein und derselbe Weg.

Willigis Jäger sagte mir einmal bei einem Abschied: »Ich habe gefunden, was ich gesucht habe.« Das setzt voraus, dass er zumindest ahnte, was er suchte. Mehr noch, dass es kein Suchen gibt, sondern dass »Es« mich findet, ja immer schon gefunden hat. Eben: ein Mitternachtsbewusstsein, voller kreativer Inkubation. Das schweigende Warten, das sich in eine Lösung aller Erwartung entladen hat. »Ich habe gefunden; nein: Es findet dich.« Diese Worte begleiten mich seit zweieinhalb Jahrzehnten.

Dr. Michael von Brück, geb. 1949 in Dresden, Prof. für Religionswissenschaft. Studium der Theologie, des Sanskrit und der indischen Philosophie in Rostock, Bangalore und Madras. In Indien und Japan Ausbildung zum Yoga- und Zen-Lehrer. Seit 1991 Vorstand des Instituts für Religionswissenschaft an der Universität München. Zahlreiche Veröffentlichungen zu Hinduismus, Buddhismus, zum Zeitproblem (interkulturell) und zum interreligiösen Dialog, zuletzt: *Wie können wir leben? Religion und Spiritualität in einer Welt ohne Maß*. München 2002; *Zen. Geschichte und Praxis*. München 2004. Jahrelanger Gesprächspartner des Dalai Lama.